



Heinrich Sohnrey

Schöpke, Karl

Holzminden, 1949

Landflüchtiger Vorkämpfer gegen die Landflucht.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83827](#)

Landflüchtiger Vorkämpfer gegen die Landflucht

„Niemand kann gegen seinen inneren Wegweiser“.

H. Sohnrey.

Eine immer wiederkehrende Geltsamkeit im Leben bedeutender oder auch nur tüchtiger Männer und Frauen ist es, daß sie so oft das, was sie für andere mit Leidenschaft anstreben und oft mit Erfolg erreichen, für sich selbst nicht erlangen können oder auch wieder verlieren! Diesem tragischen Widerspruch unterlag auch das Leben Sohnreys. Bis rund zu seinem dreißigsten Lebensjahr hat er festgehalten und vermocht er festzuhalten an: seiner südhammoverschen Berg-, Wald- und Flusshimat, am Wohnen und Wirken auf dem Dorfe, am fast ausschließlichen Umgang mit Landmenschen, kurz, an alledem, was er in seinen vielen Erzählungen so anschaulich geschildert hat. Das, was er verkündete, deckte sich noch fast ganz mit dem, was er lebte.

Wenn er ernstlich gewollt hätte, hätte sich's weiter decken können, sein ganzes Leben lang. Er hätte

auch lebenslang als Dorfsschullehrer weiter hübsche Dorfgeschichten schreiben können!

Aber Heinrich Sohnrey wäre niemals der große Vorkämpfer einer grundlegenden Reformation des Landes geworden, wenn ihn nicht ein mächtiger innerer Schicksalsruf herausgeführt und zuletzt herausgerissen hätte aus gerade all den Verbundenheiten, deren treuester Wahrer und leidenschaftlicher Verfechter er war!

„Niemand kann gegen seinen inneren Wegweiser!“ sagte Sohnrey in diesen Jahren einmal zu seinen Freunden.

Zuerst verließ er 1889 mit seiner Familie für immer das Dorf und wirkte von da ab nur noch in Städten: in Northeim, später in Hildesheim. Er gab dort eine Monatszeitschrift, später ein Wochenblatt heraus. Beides wertvolle Blätter, die jedoch ihn, seine Frau und seine wachsende Kinderschar nur sehr dürtig ernähren konnten.

Da erfolgte im März 1890 die zweite entscheidende Wendung im Leben Heinrich Sohnreys: die überraschende Übernahme der Hauptchristfleitung der angesehenen „Freiburger Zeitung“ in Freiburg im Breisgau. Nun hatte ihn der Flug des Schicksals auch noch weit, sehr weit von seiner Heimat weggetragen und der Heimatdichter des Gollings war zum Redakteur im Schwarzwald geworden!

Die vier Freiburger Jahre waren die Sturm- und Drangjahre des Sozialreformators Heinrich Gohnrey. Wohl setzte er auch unter den Schwarzwaldörlern seine Volkstumsforschungen und Beobachtungen fort, wohl schrieb er in Freiburg noch eine ganze Anzahl niedersächsischer Dorfgeschichten (so mächtig zogen ihn auch in der so eindrucksvollen und arbeitsreichen Fremde die Gedanken nach der Heimat). Aber die bequeme Verfügung über Bücher und Schriften, die zahlreichen Verbindungen mit Wissenschaftlern und Praktikern, kurz der geistige Weit- und Überblick, den ihm der vielseitige und angesehene Posten des Schriftleiters einer großen Zeitung rasch verschaffte, ließ ihn jäh in jenen Abgrund hineinblicken, der sich im sozialen Aufbau des deutschen Volkes aufgetan hatte und von Jahr zu Jahr vertiefte und erweiterte. Es war der Abgrund einer rasanten sich entwickelnden Landflucht, einer furchtbaren äußerlichen und innerlichen Abwertung des Landes und einer rapiden ungesunden Vergroßstädterung des deutschen Volkes. Es war die verhängnisvolle, frankhaft gesteigerte Fehlentwicklung, die wir im vorhergehenden Abschnitt zu kennzeichnen versucht haben.

Er lernte die Arbeiten der Volkswirtschaftler Robertus, v. d. Golz und des damals sich tapfer empor kämpfenden Professors Max Serling kennen

und bekam von überall her Material über dieses Gesamtgebiet. Von seiner erhöhten Warte in Freiburg aus begann er auch zum ersten Male über die Gebirge hinweg zu blicken in die weiten landwirtschaftlichen Flächen Nordostdeutschlands und gewahrte dort eine noch viel tiefer gehende Zerrüttung der ländlichen Struktur. Die Probleme des ausgedehnten ländlichen Großgrundbesitzes, die er schon in Tühnde in einem kleinen und patriarchalisch stark gemilderten Maßstabe erlebt hatte, stellten sich ihm jetzt beim Studium der ostdeutschen Agrarverhältnisse als drohende Schicksalsfragen der gesamtdeutschen — wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen — Weiterentwicklung dar. Sie kamen also dem jungen Sozialreformer nicht unbekannt vor, aber es war doch ein aufschreckendes Erwachen, in das ihn das Studium der ostdeutschen Agrarentwicklung versetzte.

Zwei einschneidende Verlaufsreihen der A b w ä r t s - entwicklung im Aufbau der ostdeutschen Landbevölkerung waren damals schon Heinrich Sohnrey und der Handvoll seiner wissenschaftlichen Gewährsmänner aufgefallen:

Erstens der Untergang eines großen Teiles des ostdeutschen Bauernums, welches im Mittelalter durch die ostdeutsche Volksiedlung zwischen Elbe—Saale einerseits und Weichsel—Memel andererseits entstanden war. Denn diese ostdeutsche Volksiedlung („Kolonisation“) hatte dort ein

breites mittleres Bauerntum mit nur wenigen kleinen Rittergütern darin entstehen lassen und damit einen Zustand herbeigeführt, der, wenn er sich sinngemäß fortentwickelt hätte, als ideal und gesund anzusehen wäre und uns heute wenig Schwierigkeiten bereiten würde.

In meinem Buch „Der Ruf der Erde“ (Teubner 1934) hatte ich über diese Tatsache folgendes geschrieben:

„Es steht geschichtlich fest: „Der Großgrundbesitz des deutschen Ostens ist lediglich auf dem Rücken des deutschen Bauern-
tums hochgekommen, welches voreinst die ostdeut-
sche Siedlung des Mittelalters in die Slawen-
lande jenseits Saale—Elbe geführt hatte. Hätte
dieses „Bauernlegen“ (allerdings auch das Ver-
öden zahlreicher Stellen durch den Dreißigjährigen Krieg) nicht stattgefunden, dann wäre
heute noch die Großgrundbesitzverteilung im Osten
etwa folgende: Das weite Land wäre erfüllt mit
zahlreichen Bauernhofen. Ritterguts-
bezirke mit Landarbeitern gäbe es keinen einzigen,
weder in Mecklenburg noch in Pommern noch
in Schlesien usw. Die durchschnittliche Größe
der bäuerlichen Höfe, der Hufen, wäre ungefähr
60 preußische Morgen. Die Äcker lägen meist
geschlossen hinter den Bauernhöfen. Mitten
zwischen den Höfen und Äckern der Bauern, im

Gemeingegelage mit ihnen, das Land der Ritter.
Keiner von ihnen hätte mehr als sechs Hufen,
d. h. 360 Morgen! So groß, nicht größer waren
tatsächlich die Ritterlehen, welche in der Ost-
deutschen Kolonisation ausgegeben wurden. Da-
*vor prämiss je wien
etw auf.*
für abzufallen!
wohl! es war ein weiter Weg, den die Ritter des
Mittelalters zurücklegen mußten, bis sie zu ihren
Rittergütern von 2000, 3000, von 5000, ja
von 10 000 Morgen und mehr gelangten!

Es wirstig!
Es wäre allerdings völlig falsch und keineswegs im
Sinne dieses Sohnrey-Buches, den Großgrund-
besitzern und Großlandwirten Ostdeutschlands, denen
das Schicksal der letzten Jahre gleichfalls so furcht-
bar mitgespielt hat, noch Steine nachzuwerfen!*)
Obige Feststellungen sind auch nicht „moralisch“
oder politisch gemeint. Zumal ja auch durchaus
nicht feststeht, welche zwangsläufigen Ur-
sachen oft bei der ganzen Entwicklung mitwirkten
und wie weit oft die Bauern selbst bei ihrem eigenen
„Gelegtwerden“ beteiligt waren. Die Reste slawi-
schen Blutes haben das alles ohne Zweifel sehr be-
günstigt.

Das Schlimmste aber war, daß noch im 19. Jahr-
hundert durch die missbräuchliche Anwendung des so

*) Abgesehen davon, daß ich auch die große kultu-
relle Bedeutung gerade der Adelsfamilien und -schlösser
für die nordostdeutsche Bevölkerung durchaus anerkennen
und betonen möchte!

2

gut gemeinten Ediktes Freiherr von Steins vom 9. Oktober 1807 über die Bauernbefreiung („Mit dem Martinitag 1810 hörte jede Erbuntertänigkeit auf“) Hunderttausende von Bauernbetrieben Ostdeutschlands an den Großgrundbesitz verloren gegangen sind. Es handelt sich hier um mindestens $3\frac{1}{2}$ Millionen Morgen (vha).*) Diese Fläche entspräche etwa 50—70 000 Bauernstellen, wahrscheinlich aber viel mehr, da gerade die kleineren, nicht gespannfähigen Bauern auf die Stufe von Tagelöhnern herabgedrückt wurden.

Zweitens aber fiel dem geschulten Blicke Sohnreys in seiner Freiburger Zeit die andere verhängnisvolle Tatsache auf, daß die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse des in Ostdeutschland neu entstandenen Landarbeiterstaates sich damals von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verschlechtert hatten. Auch im Westen konnte er, wenn auch in abgeschwächtem Maße, diese Beobachtung machen.

Zur Kennzeichnung der Wandlung der Verhältnisse in Ostdeutschland zum Schlechteren führt Sohnrey eine Landtagsrede Bismarcks aus dem

*) Diese Schätzung schließt sich dem Werk Ad. Webers „Kurzgefasste Volkswirtschaftspolitik“, Berlin 1942, an. In meinem Buch „Deutsche Ostfiedlung“ (Verlag Teubner) hatte ich nur 2,7 Millionen Morgen angegeben. Andere kamen zu bedeutend höheren Schätzungen, so Boetticher: 5,4 Millionen Morgen.

Jahre 1848 an, worin er einem Landfremden Abgeordneten klar macht, daß eine etwaige Umwandlung der Naturalentlohnung der ostpreußischen Landarbeiter in Geldlöhne eine einschneidende Verschlechterung für den Landarbeiter bedeutete. Bismarck zählte damals die Naturaldeputate einer Tagelöhnerfamilie auf seinem Gute Kniephoff auf: freie Wohnung, freie Feuerung, 3 Morgen Acker, $\frac{1}{2}$ Morgen Gartenland, $\frac{1}{4}$ Morgen Flachs, freie Weide für 2 Kühe, 6 Schafe, 2 Brüdergänse mit Brut, freies Heu für 1 Kuh, 5 Scheffel Roggen, 1 Scheffel Gerste, 15 Scheffel Getreide jeder Gattung als Drescherlohn usw. Dazu 4 Silbergroschen Tagelohn für den Mann, 3 Silbergroschen für die Frau.

Diese Naturalnützungen und -lieferungen gewährleisteten also vor rund 100 Jahren dem ostdeutschen Landarbeiter eine Art einbürgerlichen Da-seins. Sie bedeuteten für ihn und seine Familie eine wirtschaftliche Besserstellung und gesellschaftliche Höherbewertung.

Leider aber rüttelten in den folgenden zwei Menschenaltern bis etwa zum Ersten Weltkrieg, aber auch noch späterhin sowohl die Landarbeiter selbst (unter dem Einfluß großstädtischer politischer Parteien) als die landwirtschaftlichen Betriebsführer an der altbewährten Naturalentlohnung. Besonders die Kuh- und Schafhaltung wurde weitestgehend abgebaut. Dadurch wurde der ostdeutsche Landarbeiter

(auch die Provinz Sachsen und Südhannover-Braunschweig unterlagen stark diesen Entwicklungen) in seiner Verbundenheit mit dem Guts- oder Bauernhof wirtschaftlich, gesellschaftlich und seelisch mehr und mehr entwurzelt.

Drittens: Zu dem Verluste des vordem eigenen kleineren oder größeren Landwirtschaftsbetriebes und zu dem verhängnisvollen Abbau der Naturalentlohnung kam dann noch eine weitere Lockerung der naturgegebenen Verbundenheit mit Boden, Hof und Dorf, nämlich die grundstürzenden Veränderungen der landwirtschaftlichen Arbeitsverfassung. Der früher ganz vorwiegende Körneranbau mit seiner Winterbeschäftigung der Landarbeiter durch Fleigeldrusch wurde durch zunehmenden Hackfruchtbau mehr und mehr eingeengt. Der für die gesamte Landbevölkerung, namentlich aber für die kleinen Leute wirtschaftlich, gesellschaftlich und kulturell (Spinnstuben; Leinwandschäze!) so bedeutungsvolle Flachsbaus schwand mehr und mehr dahin.

Alle diese Veränderungen wirkten ungemein lockend und zerstörend. Wer „kein Hüsing“ (Fritz Reuter) mehr im Dorf hat, der verläßt es viel leichter, als der, welcher dort behaust und beheimatet ist! Auf der anderen Seite lockten die (anscheinend) hohen Löhne in der Industrie und die Fortkommenstmöglichkeiten in den Städten, besonders in den rasch aufblühenden Großstädten. Die Landflucht war da.

Sie hat seitdem niemals mehr aufgehört. Ihre zahlentmäßigen und weitergreifenden verhängnisvollen Auswirkungen haben wir oben dargestellt.

Allen diesen Einsichten, Erkenntnissen, Befürchtungen, Mahnungen und Warnungen gab damals 1894 Heinrich Sohnrey Ausdruck in einer aufsehenerregenden Druckschrift: „Der Zug vom Lande und die soziale Revolution“.

Das Büchlein war aus 24 Leitaufsätze hervorgegangen, die er in seiner „Freiburger Zeitung“ hatte erscheinen lassen. Die Schrift war ein aufrüttelnder Fanfarenruf und schon ihr Titel konnte nicht überhört werden! Es ist die Kundgebung, mit der Sohnrey seine sozialreformatorische Lebensarbeit verkündete und einleitete.

Erstaunlich an dieser Schrift ist: Einmal, daß sie den damaligen verantwortlichen Regierungsstellen und Gesellschaftsschichten derart offen und mutig die Wahrheit sagte; dann aber, weil sie in einer so hellseherischen Voransicht der Entwicklung (falls ihr nicht nach den Zielen Sohnreys Inhalt geboten wurde) geschrieben ist, daß sie in ihrem wesentlichen Inhalt heute noch zeitgemäß und aufrüttelnd wirkt.*)

*) Auf ausdrücklichen Wunsch von Professor Sohnrey unternahm ich es 1944, „Den Zug vom Lande“ mit einer zeitentsprechenden Ergänzung meinerseits herauszugeben. Der damals 85jährige Dichter arbeitete lebhaft an der Neuherausgabe mit. Der Kriegsausgang hat unserem damaligen Plan ein jähes Ende bereitet. Und sinnbildlich:

Das erste Kapitel des Büchleins zeigt die damals schon sehr bemerkenswerten zahlenmäßigen Folgen der Landflucht. Das zweite Kapitel und die unmittelbar anschließenden schildern in Tatsachen und Beispielen die falsche Blickrichtung und die grobmaterielle Einstellung, die der Staat und die damals in Preußen tonangebende Gesellschaftsschicht der Großgrundbesitzer gegenüber der Landarbeiterfrage in Nordostdeutschland bewiesen haben. Aber auch den west- und süddeutschen Regierungen und ihren Beamten erspart Sohnrey den ernsten Vorwurf nicht, daß sie durch ihr abstraktes, lebens- und naturfreindes Einführen und Handhaben der Gemeinheitsteilungs- und Verkoppelungsgesetze in vielen Fällen die Landschaft und das dörfliche Gemeinschaftsleben wirtschaftlich, sozial und kulturell zerstört haben!

An schlagenden Beispielen zeigt Sohnrey die oft haarsträubende Einstellung dieser damaligen Kreise: So, wenn ein Mecklenburgischer Rittergutsbesitzer zur „einfachen“ Lösung der Landarbeiterfrage die Einführung chinesischer Kulis empfiehlt! Oder wenn

Das einzige letzte Stück des damals gerade 50 Jahre alten Büchleins, das Sohnrey aus dem Brand seiner Berliner Landbuchhandlung gerettet hatte, ist mir dann auf der eigenen Flucht von — osteuropäischen Landarbeitern vernichtet worden! Doch der Geist dieser sozialreformatorischen Schrift ist gerettet und soll — so Gott will — aufs neue Herzen und Hirne entzünden! Der Verfasser.

dem sozialen Gutsbesitzer Neumann in Posegnick (Ostpreußen), der einer Landarbeiterfamilie, wosfern sie sich 15 Jahre bei ihm bewährt hatte, ein Haus und 3 Morgen schenkte, vom Herrn Landrat befohlen wird, diese Häuser wieder wegzuschaffen, „weil die Ansiedlung — gemeingefährlich sei!“

Den grundverkehrten, verhängnisvollen Anschauungen damaliger Großgrundbesitzer gegenüber vertrat Sohnrey in seinem „Zug vom Lande“ die positive Hauptthese: Auch der Landarbeiter kann nur dadurch seßhaft, berufs-, heimat- und volkstreu werden, wenn er im Dorf ein eigenes Häuschen, eigenes Garten-, Acker- und Grünland und eigenes Vieh besitzt.

Und Sohnrey warnte (1895) die Großgrundbesitzer Ostdeutschlands, aber auch alle größeren landwirtschaftlichen Eigentümer des ganzen Reiches. Vor allem hatte er bei nachfolgend abgedruckten Sätzen das „Bauernlegen“ des 19. Jahrhunderts im Auge:

„Wir wissen nun, was jenen Massenzug der Arbeiter im Osten in Bewegung setzte — und wir ahnen jetzt auch, was so furchtbar schwerlastend auf den Großgrundbesitzern liegt — und sie jetzt und in Zukunft nicht mehr aufkommen lassen wird. Es ist — warum sollte hier nicht eine Bezugnahme auf das Buch der Bücher angebracht sein! — der Fluch Gottes, den Jesaias, der mächtigste Prophet des alten Testamentes,

vor Jahrtausenden über das Latifundienwesen aussprach:

„Wehe euch, daß ihr Haus an Haus zieht und Acker an Acker fügt bis an die Grenze der Gemarkung! Wollt ihr etwa allein wohnen in der Mitte des Landes! — Die vielen Häuser sollen öde werden, spricht der Herr der Heerscharen! Behn Toche Weingarten werden tragen einen Eimer, und dreißig Scheffel werden liefern drei Scheffel“ ... „Deshalb wandert mein Volk unversehens aus, und seine Edlen verhungern und sein Pöbel lechzt vor Durst“. (Jesaias 5, 8—13).

Wenn wir die Geschehnisse des deutschen Ostens in den letzten 5 Jahren mit tiefer schauenden Augen verfolgen, dann sind wir überrascht von dem prophetischen Wahrheitsgehalt dieser Worte, die Jesaias vor mehr als 2000 Jahren gesprochen und Sohnrey vor mehr als 50 Jahren niedergeschrieben hat!

Dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts nur zu gerne folgend hatte der Großgrundbesitz des deutschen Nordostens und Mitteldeutschlands eine tragi sch e Sch u l d auf sich geladen . . .

Aber der junge ländliche Sozialreformer in Freiburg hatte damals schon eine noch tiefer und weiter gehende Erkenntnis. Er erkannte, daß die gesamte, immer unlösbarer erscheinende soziale Frage des deutschen Volkes ihre eigentliche Wurzel in der ländlichen Entwicklung des 19. und

20. Jahrhunderts hatte: Es waren, wenigstens in den anfänglichen Jahrzehnten der Industrialisierung, keineswegs in erster Linie die höheren Löhne und kürzeren Arbeitszeiten der Industrie oder die „Genüsse“ der Großstadt, welche Hunderttausende und Millionen vom Lande wegzogen, sondern die Hauptursache der Landflucht war: die Zerrüttung und Ausshöhlung der ländlichen Verhältnisse selber.

Wenn eben beim kleinen Mann des Landes die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen, kurz die sachlichen und seelischen Verbundenheiten immer mehr gelockert und zerrissen wurden, dann machte dieser Mann noch lange nicht Revolution im großstädtischen Sinn, sondern seine Revolution, mit der er antwortete, war: „Der Zug vom Lande“! Er ging in die Industrie und in die Großstadt so oft weit mehr „der Not gehorchen als dem eigenen Triebe!“ Und vermehrte hierdurch die Riesenmasse der land- und heimatlosen, eigentums- und kulturlosen „Proletarier“. In Hunderttausenden von Fällen wäre aber die Abwanderung nicht erfolgt, wenn eben auf dem Lande selbst Eigentums- und Berufsverhältnisse geschaffen oder erhalten worden wären, die Mann und Frau, Alt und Jung mit Banden aller Art im Dorfe festgehalten hätten!

So aber entstand in Deutschland jene überstürzte, treibhausartige, ungesunde

großindustrielle und großstädtische
Fehlentwicklung, die eine der Hauptgründe
zum Ausbruch und Zusammenbruch zweier furcht-
barer Weltkriege geworden ist. Das Ungesunde
und Verhängnisvolle lag nicht in der Richtung der
Entwicklung sondern im Zeit- und Ausmaß der-
selben.

Und die Hauptwurzeln dieser Fehlentwicklung lagen
auf dem deutschen Lande. Es hat seine eigentliche
Aufgabe, die wertvollen Menschen zu befriedigen
und dadurch festzuhalten, im 19. und bisher auch im
20. Jahrhundert nicht erfüllt.

Dies so frühzeitig erkannt und mit
allen seinen bedeutenden Fähig-
keiten dagegen gearbeitet zu haben,
ist das einzigartige Verdienst des
Sozialreformers Heinrich Sohnrey.

Zum Unglück des deutschen Volkes blieb er mit
dieser grundlegenden Erkenntnis fast allein, und
heute noch gibt es kaum einen Wissenschaftler oder
gar Politiker, der diese inneren Zusammenhänge
klar erkannt hätte und danach handelte!

Dies war die eine Seite der tiefen Tragik in dem
sonst so erfolgreichen Leben Sohnreys.

Die andere Lebenstragik haben wir schon anfangs
dieses Kapitels berührt: Dass er nämlich selber
den Weg der Landflucht bis zum äußersten Ende
gehen musste, um — gegen die Landflucht kämpfen

zu können. Denn die Großstadt, und zwar die Großstadt Berlin, hatte sich eben schon so unumschränkt zur verwöhnten Herrin auch des geistigen Lebens der Nation gemacht, daß einer nur in ihr und mit ihr überhaupt noch durchschlagend zu wirken vermochte!

Und so übersiedelte denn der Freiburger Redakteur 1894 nach Berlin, um dort sein eigentliches Lebenswerk zu beginnen. Es war der dritte und letzte Schnitt des Schicksals, der ihn im Wohnen, Arbeiten und Leben vom Dorfe, von der Heimat, vom Lande abtrennte . . .

Um schriftstellerisch wirken zu können, mußte er aus dem Dorf in die Stadt ziehen. Um für ganz Deutschland schreiben zu können, mußte er Niedersachsen aufgeben. Um die größte Durchschlagskraft zu erzielen, mußte er in die Großstadt Berlin wandern.

Sohnrey ist diese Entscheidung gewiß nicht leicht gefallen. Sie bedeutete immerhin die Trennung von der Heimat, der sein Leben und sein Wirken verhaftet war. Das hieß auf das verzichten, was er für andere erkämpfte.

Wie sehr Sohnrey unter dieser großstädtischen Umgebung litt, zeigt sein ergreifendes Gedicht „Stoßseufzer“, das er später einmal in Berlin niedergelegt hat:

„O gib ein kleines Gütlein mir,
Nur zwischen Heid' und Föhre,
Weit von der Stadt, weit, weit von ihr,
O hör' es, Gott, o höre!

Das Dach nach alter Art von Stroh,
Zwei Pferdeköpf' am Giebel,
Ein Sprüchlein dran, es rede froh:
„Mein Volkstum — meine Bibel!“

Von grünen Bäumen rings umrauscht,
Ums Haus her grauen Acker,
Die Feder mit dem Pflug vertauscht,
Wie wollt' ich pflügen wacker!

Und um das Haus ein Bienenchor
Mit wonnesamem Summen,
Und um den Acker Heid' und Moor —
Nie mehr, Gott, wollt ich brummen!

Und Weib und Kind und Huhn und Hund
Und Gänse, Enten, Schafe,
Und Säulein, einige hundert Pfund —
Ich jauhzte noch im Schlafe.

Und wenn der liebe Sonntag käm,
Und fern die Glocken klingen,
Vom Schrank ich das Gesangbuch nähm —
O Gott, wie wollt ich singen!

O gib ein kleines Gütlein mir,
Nur zwischen Heid' und Föhre —
Weit von der Stadt, weit, weit von hier —
Hör, lieber Gott, o höre!“

In seiner kleinen Betrachtung „Rosmarin“ spricht er von zwei Rosmarinstauden, die ihm in den Ferien zwei Gollinger Bauersfrauen geschenkt hatten:

„Da stehen sie nun, die zwei grünen Schößlinge in den roten Töpfen, die halb mit heimatlicher Erde Niedersachsens, halb mit märkischem Sand gefüllt sind, und meine Augen wenden sich vom Schreibtisch gern nach ihnen um. Wenn die „Elektrische“ am Hause vorübersaust, dann zittern und bebhen sie. Es will mir fast leid tun, daß die zarten Sprößlinge die kostliche Stille und Reine der schönen Dorfheimat vertauschen müssen mit dem Dunst und Donner der Großstadt. Aber ging es mir anders? Rosmarin, Rosmarin, wir müssen uns miteinander trösten!“

„Sich trösten!“ ... Sohnrey war im Innersten eine so heitere, so harmonische Natur, daß er überall, wo er auch hingekommen wäre, sich und anderen Trost gespendet hätte! Es gehörte mit zu seinen Lebensaufgaben, allen Dingen die besten Seiten abzugewinnen.

Das gilt auch für sein Verhältnis zur Millionenstadt Berlin, der nunmehr sein Leben von 1894 bis rund 1944, also durch genau ein halbes Jahrhundert, verhaftet blieb.

Wenn wir in unseren Tagen, also im Jahre 1949, von dem Mut und der Lebenstüchtigkeit der Berliner lesen und sie ob ihrer Vorkämpferrolle

gegenüber Despotie und Barbarei mit Recht bewundern, so wollen wir doch auch heute nicht verkennen, daß das unsymmetrische Großstadtgebilde Berlin seit 1870 in immer wachsendem Maße wie ein dämonischer Strudel die wertvollsten Lebenskräfte des deutschen Volkes an sich gerissen, aufgesogen und verschlungen hatte. Oder daß die Riesenstadt, um ein anderes Bild zu gebrauchen, wie ein ungeheurer Hochofen jahraus jahrein mit den Leibern und mit dem Geist von Hunderttausenden deutscher Menschen aus allen Stämmen und Ständen gespeist wurde, die im allmählichen, oft generationenlang andauernden „Verbranntwerden“ gewaltige dynamische und motorische Kräfte erzeugten. So zahllose Menschen schon rein daseinsmäßig verzehrte dieser „Hochofen“, daß z. B. Burgdörfer, der damalige Direktor des Statistischen Reichsamtes, 1929 in seinem Buch „Vom Leben und Sterben unseres Volkes“ folgende Berechnung aufstellen konnte: Wäre das damalige Berlin mit seinen vier Millionen Einwohnern von jedem Zugang abgesperrt worden — hätte also der Hochofen von da ab mit seinem eigenen „Feuerungsmaterial“ auskommen müssen — dann würde (auf ganz normalem Wege, ohne das Dazwischenreten etwaiger Kriegsereignisse usw.) die Einwohnerzahl schon nach 30 Jahren auf 3 Millionen, nach weiteren 30 Jahren auf $1\frac{1}{2}$ Millionen und nach 150 Jahren auf 90 000 zusammengeschmolzen sein!

Das Gefährlichste war, daß dieser Hochofen neben manchem minderwertigen und sehr vielem mittelmäßigen auch besonders wertvolles deutsches „Menschenmaterial“ verschlang und verbrauchte. Für die deutsche Weiterentwicklung des wirtschaftlichen, sozialen, sittlichen und kulturellen Lebens aber war es sehr bedenklich, daß die Metropole Berlin durch ihre Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Sendungen, Filme schablonisierend und fälschweisend auf das gesamte deutsche Volk wirkte und die Reichshauptstadt die Rolle zu übernehmen drohte, die Paris für Frankreich gespielt hat.

Da aber im deutschen Volk die antizentralistischen, eigen- und bodenständigen, wir können ruhig sagen, die gesunden Kräfte noch zu stark waren, löste die hochzentralistische Berliner Vorherrschaft gewaltige Gegenströmungen aus und wirkte letzten Endes anders als in Frankreich: reichssprengend. Die schlimmsten Folgen dieser tragischen Entwicklung hat jetzt Berlin selbst zu tragen: Es liegt nunmehr als einsamer Trümmerrest weit vor der Ostgrenze des wirklichen Deutschland ...

Es wäre seltsam, wenn das Problem „Berlin“ nicht auch den dichterischen und sozialpolitischen Geist Sohnreys lebhaft beschäftigt hätte, der sich seit 1894 mit ihm auseinandersezgen mußte.

So schrieb er denn 1909 seine Erzählung: „Grete Lenz, ein Berliner Mädchen“, Erlebnisse, von ihr selbst erzählt. Grete Lenz, das

„Berliner“ Mädchen, Tochter einer in die Großstadt verzogenen, also „landflüchtigen“ Bauernfamilie ist ein großstädtisches Gegenstück zu „Friedesinchen“, die sich ja durch keine Macht der Erde vom Land und von der Heimat wegreißen ließ. Aber es ist ein gutes, ein immer noch sehr erfreuliches Gegenstück: Auch Grete Lenz blieb sich selber trenn und kommt an Leib und Seele heil durch die Lockungen und Fährnisse der Großstadt. Es ist jener gute Berliner Typ, der doch immer woher vom Lande stammend, die Großstadt zahlen- und wertmäßig großmachen hilft, freilich, mindestens in den allmählich aussterbenden Nachkommen ihr vom Gesamtvolk zum Opfer gebracht wird.

Man sollte dieses Buch gerade heute wieder lesen, einmal zu zeigen, wie ein reines und tapferes Menschenkind durch alle wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sittlichen Fährnisse der Zeit doch glücklich hindurchkommen kann (man denkt hierbei an unsere wandernde und gefährdete Jugend); dann aber, um an der ungeschminkten, lebenswirklichen Schilderung der Schatten- und Nachtseiten des damaligen Berlin immer wieder zu erleben und zu erkennen, daß das deutsche Volk von heute nicht den mindesten Grund hat, die großen Städte in ihrem alten Umfange und in ihrer alten Wohngliederung jemals wieder herzustellen oder gar noch zu übertreffen, sondern entschlossen endlich einmal den umgekehrten Weg gehen muß . . .

Heinrich Sohnrey war wahrhaftig ein Meister darin, die Probleme von allen Seiten her zu erkennen und anzupacken.

Er selbst aber, nunmehr mit seiner Familie zwangsläufig ein Gefangener der Riesenstadt geworden, richtet sich auch hier mit seinem verklärenden Humor, mit seiner Anteilnahme an allen Lebensäußerungen der Menschen, mit seinem praktischen Wirklichkeitssinn ein, so gut es ging.

Jahrzehnte wohnte er in dem weitbekannten südwestlichen Vorort Berlins Steglitz, und zwar immer möglichst am Rande, wo sein Schrebergarten noch leicht erreichbar war. Steglitz, das noch zur Zeit der Bismarckschen Reichsgründung ein Dorf gewesen war mit „richtigen“ Bauern, die sich mit Recht darüber ärgerten, daß die verkehrsreiche Wannseebahn ihren Mistfuhrern den Weg zu den Äckern versperrte; Steglitz, das etwa vom Jahre 1910 ab aus den Reihen der Schüler seines Gymnasiums den Wandervogel und die Jugendbewegung geboren hat, weil gerade dort ein erheblicher Rest gesunden ländlichen Lebens- und Naturgefühles sich aufbäumte gegen die Zivilisationsschablone der modernen Großstadt und des modernen Staates und den Rückweg suchte zu den verloren gegangenen Werten . . . Ist es nicht wunderbar, daß ausgegerechnet in einem „Vororte“ Großberlins jene Bewegung der deutschen Jugend entsprang, die unmittelbar und zielsicher den Weg fand zu den auf dem

Lande eben noch vorhandenen Volksliedern, Volks-
tänzen und Volksbräuchen!*)

Dass Heinrich Sohnrey sich auch praktisch noch mit dem Boden verbunden fühlte, beweist sein Schrebergarten, wo er mit seiner Familie gern arbeitete und weilte, soweit ihm seine unendliche Arbeitsfülle überhaupt Zeit dazu ließ.

Was ihn aber am meisten mit dem für ihn trotz allem so unnatürlichen Leben in der Großstadt einigermaßen versöhnte und seine leibliche und seelische Gesundheit so wunderbar erhalten ließ, waren die Fäden, welche ihn auch in Berlin immer noch so stark mit seiner alten Heimatlandschaft, mit seinen vielen Freunden und Mitarbeitern allenthalben in den deutschen Dörfern verbanden, und war die wundersame Welt der Erinnerungen an seine eigenen Jahre auf dem Lande.

Eine der stärksten Bände, die ihn noch Jahrzehnte lang seelisch mit Jugendzeit und Heimatdorf verknüpfte, war seine Mutter, die er einstens von Tühhude auch nach Steglitz mitgenommen hatte. Was gerade ihm die Mutter bedeutet, das deutet ergreifend die Schilderungen der Mütter in „Friedesinchen“ und in „Hütte und Schloß“; das

*) Als der Verfasser 1912 Sohnrey zum ersten Male sah, stand er in einem fröhlichen Kreis von Steglitzer Wandervögeln, die ihm ihre neu gesammelten Volkstänze vortanzten, auch hier ein stiller Freund und Förderer.

sagt auch ein Gedicht, das Sohnren auf den Tod seiner Mutter geschrieben hat, welcher 1908 erfolgt war.

Die goldene Kette

Mutter, nun schlummerst du schon
Der Jahre vier unter dem grünen Rasen.
Und die goldene Kette
Schleift hinter mir,
Deren Enden wir hielten,
Als ich noch auf deinem Schoße saß;
Als das Holz wir trugen
Auf unserm Rücken
Aus fernem Waldesgrunde
Bergauf und bergab;
Als das Korn wir schnitten
Mit der kleinen Sichel
Auf langen, glutenden Äckern; —
Als du mit mir zogest
In die fremde Welt
Der schimmernden Hoffnungen
Und goldenen Fülle.
Im Schloßenschauer
Tielen Blüten und Zweige;
Als ich dir, o Mutter,
Die Augen zudrückte
Zum letzten Schlummer,
Fern den Wäldern und Wiesen
Der dörflichen Heimat.

In nebelgrauer Ferne
Zerrinnt deine graue Gestalt,
O Mutter —
Und keiner durchmisst mehr
Den Abstand, den unendlichen
Zwischen deiner erstarrten Hand
Und dem schleifenden Ende
Der goldenen Kette.
Das Ende aber,
Das ich noch halte,
Wie bald, ach,
Ist es auch mir entglitten!
Und nie mehr, teuerste Mutter,
Halten wir wieder
Die goldene Kette in unseren Händen.

(1912)